



Literarisches Schreiben – eine Leseprobe

Die Hand meines Vaters

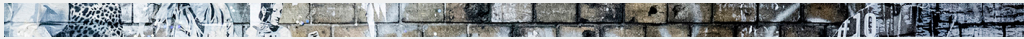
Alles begann mit einer Eizelle meiner Oma, auf die ein Spermium meines Opas knallte. Bei dieser Art Liebe auf den ersten Blick blieb die gefühlte Zeit für eine Sekunde stehen, weil aus einem Flirt eine Ernsthaftigkeit wurde. Denn in feierlich-forscher Weise drang die eine Zelle in die andere ein, verband sich zu der Zukunft Kern.

Die Hand meines Vaters entstand in einer Wasserblase. Zunächst sah sie aus wie eine Seehundflosse und wedelte munter vor sich hin. Man könnte sagen, zu diesem frühen Zeitpunkt herrschten Bedingungen wie im Paradies. Denn in der Wasserblase schwammen beste Nährstoffe: Kalium, Natrium, auch Fett und Glukose sorgten für Gedeihen. So nahm der Rhythmus des Lebens seinen immer wiederkehrenden Lauf: aus der Flosse formte sich die Hand mit Fingern und Nägeln, mit einer unverkennbaren Linienführung im Inneren, mit Millionen Schweißdrüsen und einem Tastsinn, der ein ganzes langes Leben berühren sollte.

Aber zunächst vergingen neun Monate des Wartens währenddessen sich die Zellen lustig teilten. Was mit einem Zwei-Zellen-Knall begann sollte auf Hundert Billionen Zellen wachsen. Niemals würde die Zellzahl weiter steigen, im Gegenteil, mit der Geburt begann bereits ihr Sterben. Aber ausgestattet mit diesem Potenzial war Sterben gerade kein Thema, eher ging es um die Frage: Wo bitte geht's zum Leben? Wo kann ich mit beiden Händen in die Chancen packen?

Die Hand meines Vaters entstand wie jede andere Hand, seit es Menschen gibt. Sie erfüllte die gesunden Kriterien an Knochen, Sehnen, Muskeln, Nerven, an Zellen.

Die Hand meines Vaters wurde sechzig Jahre alt, und obwohl sie seit sechzehn Jahren nicht mehr streicheln, schlagen, winken, wärmen kann, spüre ich, wenn ich die Augen schließe, den Druck dieser Hand.



Ich sehe die breiten Fingernägel vor mir, die sich leicht nach innen biegen, als würden sie in einer vorsichtigen Weise erst einmal abwägen, ob sich ein Zupacken lohnt. Und wenn ich die Augen zudrücke, ganz fest, um sie vor der Wirklichkeit zu verschließen, erkenne ich die groben Finger am Ballen wieder und auch die einzelnen Haare auf dem Handrücken, als hätten sie sich verlaufen, als wären sie zu vorwützig, zu weit gewachsen. Ich rieche den Hauch Eigenduft, brauner Zucker mit Tabak vermischt. Davon lasse ich mich umnebeln. Ich verhake mich in dem goldenen Ehering – er wirkt matt auf der sonnengegerbten Haut. Plötzlich schießt von dieser Hand der Zeigefinger nach oben, mahnt und schimpft und straft. Fort der Duft. Fort der Ausdruck von Liebe. Der Zeigefinger rührt in der Luft, redet wortlos von Tadel. Bis ihn die anderen Finger wieder nach unten ziehen, ihn beruhigen zu einer anderen Tonart, die weicher klingt.

Ich lächle, schlage die Augen auf, suche nach Ähnlichkeiten zwischen meiner und seiner Hand. Ich finde keine. Oder doch? Vielleicht wie ich die Handflächen nach oben öffne, wenn ich erzähle, um mit den Händen den Worten eine Farbe zu geben. Vielleicht der erhobene Zeigefinger, um nachdrücklich zu sein. Ich lächle noch immer, weil mir Ähnlichkeiten nicht wichtig sind. Überhaupt will ich meine eigene Hand, meinen Eigensinn greifen.

Und doch lässt mich die Hand meines Vaters wohl niemals los. Denn als ich die Hand meines Vaters vor vielen Jahren hielt, da wurde sie plötzlich kalt. Es verschwand der Duft und es verschwand die Kraft. Die Muskeln ohne Widerstand. Die Haut trocken. Eine tote Hand.

Manchmal schließe ich die Augen, damit sich in mir ein Prisma dreht. Darin spiegelt sich die Hand meines Vaters. Darin kann ich sie sehen, wie ich sie sehen will: kräftig, falten- und fleckenfrei, bereit, mich zu beschützen. Sie altert nicht. Sie schwächelt nicht. Sie bleibt halb geöffnet, sodass ich mit meiner Hand hineinschlüpfen kann, die Schwielen spüre und damit das Leben.